

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz • Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertsheim, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger •

3. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Freitag, den 23. November 1917

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 47

Deutsches und korsisches Blut.

21)

Von Hans Wald.

Nachdruck verboten.

Sie erstaunte. Dann gellte aus dem Hause der Klang einer Glocke, der sie tief. Sie sprang auf. Der unheimliche Besucher hielt sie fest. „Daß Du so schnell wie möglich wieder zurück kommst und nichts davon sagst, wen Du hier getroffen hast. Verstanden?“ Sie nickte und lief davon.

Als sie wieder kam, hatte sie sich ihre eigenen Gedanken gemacht. Sie war aus demselben Orte, wie der schwarze Beppo, und kannte auch dessen Schicksale. Auch daß er dringend von der Polizei gesucht wurde. Aber es war selbstverständlich ausgeschlossen, daß eine Korsin einen Landsmann der Behörde verrät, mochte er begangen haben, was er wollte.

„Also, wer war das Fräulein, mit dem Du in den Bergen warst?“ Sie erzählte in kurzen Worten, wie Hortense Baraillon und Erich Günther zu einander standen, und sprach von der Trauer und dem Unglück der jungen Dame, und wie diese des Verbrechens habhaft zu werden suchte. „Wer mag es wohl gewesen sein, Gevatter?“ fragte sie mit einem furchtsamen Seitenblick, denn sie dachte sich schon ihr Teil.

Ueber das Gesicht des Mannes glitt ein finsternes Lächeln. „Den armen Teufel, der seinen Dolch gezogen hat, den soll sie nur laufen lassen, denn der bereut es schon, daß er sich von dem Gelde eines niederträchtigen Fuchses hat blenden lassen. Aber dieser Kanaille, dem Anstifter, dem soll sie das Leben heiß machen.“

„Also ist ein Anstifter da,“ rief Teresina, „so hat meine Ahnung mich nicht betrogen? Er ist . . .“ — Der Schwarzbärtige legte ihr die Hand auf den Mund. „Du schweigst! Wenn Du nichts sagst, kannst Du, wenn Du gefragt wirst, auch mit gutem Gewissen beteuern, daß Du nichts weißt. Der Name steht in diesem Briefe, den Du in das Zimmer des Fräuleins legen sollst, so daß es niemand sieht.“

Damit gab er ihr einen ungefaltet zusammengefalteten großen Bogen Papier. „Ich will alles tun, was Du mir aufgetragen hast. Aber das Papier wird doch niemand verraten?“

Der schwarze Beppo schüttelte den Kopf. „Laß nur den Namen für sich sprechen, der darin steht,“ sagte er, „das Papier tut niemanden weh.“ Dann tauschte er mit dem Mädchen in harmloser Weise noch einige Mitteilungen über die Heimat aus, als sei er nur zu einem freundschaftlichen Besuche hier gewesen, empfing Grüße Teresina's für ihre Verwandten daheim und entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen war.

Teresina sah ihm ängstlich nach und erhob sich von ihrem Flecke erst, als in dem Gebüsch, in dem Beppo verschwunden war, alles ruhig blieb. Dann ging sie in das Haus und trug den verhängnisvollen Brief unbemerkt in Hortense's Zimmer.

Um Mitternacht hatte Hortense Baraillon den ungefügen Bogen entfaltet und las die wenigen Zeilen, die auf demselben verzeichnet standen. Es war eine dicke, klöbige Schrift wie mit einem Streichholz geschrieben, und ein großer Alex am Schlusse schien zu beweisen, daß es dem Schreiber wirklich bitter schwer werde, mit Tinte und Feder umzugehen. Auch das Französische, in dem der Inhalt abgefaßt war, entbehrte der Originalität nicht, aber sie war auf Kosten des Lesers vorhanden, denn die meisten Worte waren sehr schwer für jemand zu entziffern, der nicht an den Dialekt der Gebirgsbevölkerung im Innern der Insel gewöhnt war. Dies aber war der Wortlaut des Briefes, den endlich Hortense mühsam herausgebracht hatte.

„Mademoiselle! Verzeihen Sie einem Manne, der nicht wußte, was er Ihnen tat, als er sein Messer gegen einen Fremden richtete, von dem er annahm, daß ihm niemand auf Korsika nahe stand. Zu spät hat er erfahren, was ihn aufrichtig betrübt. Er bedauert, den Verlodungen Monsieur Bernard Baraillons gefolgt zu sein, eines Menschen, der zwar Ihren Namen trägt, vor dem Sie sich aber in aller Zukunft hüten wollen. Verzeihen Sie dem, der diese Zeilen schrieb, und der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als den, daß Ihnen und dem Fremden, der Ihnen kein solcher ist, in aller Zukunft nur Glück und Segen beschied sein möge.“

Was dieser Brief nicht in klaren Worten aussprach, das war doch unschwer zu verstehen. Bernard Baraillon war es gewesen, der den unbekannten Briefschreiber zu der Tat veranlaßt hatte. Die Mutmaßung Teresinas, die Hortense selbst zu eigen gemacht hatte, war also hier bestätigt worden. Es war egal, ob Bernard die Berechtigung dieser Anklage zugab oder bestritt, den ganzen Umständen nach war Wahrheit, was hier behauptet ward.

Lange Nachtstunden sah Hortense über den Bogen gebeugt, und dachte darüber nach, was sie tun sollte. Das heiße Nachgefühl, das sie am frühen Morgen erfüllt hatte, war ruhigen Erwägungen gewichen, es war ihr keine erwünschte Aufgabe mehr, einen Sensationsprozeß herbeizuführen, nachdem sie auf eine wiederholte Anfrage vom Arzte die bestimmte Zusicherung erhalten hatte, Erich Günther werde wieder hergestellt werden. Und an dieser Auffassung hielt sie auch fest, nachdem sie nunmehr volle Gewißheit über den Namen des fluchwürdigen Attentatsanstifters erlangt hatte. Aber für diesen, der den Namen Baraillon trug, gab es fortan keine Gemeinschaft mehr mit ihrer Familie. Und mit diesem Briefe hatte sie auch das Mittel gewonnen, ihren Vater zu veranlassen, seine Zustimmung zur Heirat mit dem Geliebten zu geben.

Ein reizender Blumenstrauß wurde am nächsten Morgen für sie abgegeben. Der Spender war Bernard Baraillon. Im ersten Augenblick dachte Hortense daran, die Blumen aus dem Fenster zu werfen.

Aber was konnten die Kinder Floras für das Verbrechen

Betr. Polizeistunde.

Es wird wiederholt darauf hingewiesen, daß der Herr Regierungspräsident die **Polizeistunde allgemein auf 10 Uhr abends festgesetzt** hat.

Anträge auf **Verlängerung der Polizeistunde an Samstagen bis 11 Uhr** wollen die Inhaber von Wirtschaftskonfessionen auf dem hiesigen Polizeibüro stellen, sobald ein Bedürfnis vorliegt.

Königstein, den 23. November 1917.

Die Polizeiverwaltung: **Jacobs.**

Verordnung betr. Abgabe von Speck und Fett aus Hauschlachtungen.

Auf Grund der Bekanntmachung der Fassung der Verordnung über die Regelung des Fleischverbrauchs und den Handel mit Schweinen vom 19. Oktober 1917 (M.G.-Bl. Nr. 185), sowie der Anordnung des Preuß. Landesfleischamtes vom 17. Oktober 1917 wird für den Umfang des Oberaemstkreises mit Ausnahme der Stadt Bad Homburg vor der Höhe folgendes angeordnet:

§ 1.

Der Selbstversorger hat von dem durch die Hauschlachtung von Schweinen gewonnene Fleisch an die beim Kreis-Lebensmittelamt in Bad Homburg v. d. H. eingerichtete Sammelstelle des Kommunalverbandes Speck oder Fett in folgenden Mengen abzugeben: wenn das Schlachtgewicht des Schweines beträgt:

mehr als 60—70 Kilo einschl., 1 Kilo

" " 70—80 " " 2 "

" " 80 Kilo für weitere angefangene je zehn Kilo weitere 0,5 Kilogramm. Ist das Schwein früher zur Zucht benutzt worden, so sind 3 vom Hundert des Schlachtgewichts in Speck oder Fett abzuliefern.

§ 2.

Die Verpflichtung zur Abgabe von Speck und Fett entfällt bei Hauschlachtungen von Schweinen in gewerblichen Pöhlen, Krankenhäusern und ähnlichen Anstalten, die vom Kommunalverband als Selbstversorger anerkannt worden sind, und durch Selbstversorger, denen nach den geltenden Vorschriften bei besonders anstrengender körperlicher Arbeit in Verwaltungswege Fettzulagen gewährt werden können oder zu deren Haushalt solche Personen gehören (Schwer- und Schwerstarbeiter der Rüstungsindustrie.)

§ 3.

Die Abgabe von Speck oder Fett hat in frischem ausgeblutem Zustande unmittelbar nach der Schlachtung zu erfolgen. Die Einsammlung hat durch den Fleischbeschauer

oder Trichinenschauer und zwar sofort nach der amtlichen Feststellung des Schlachtgewichts zu erfolgen.

§ 4.

Es darf als Pflichtmenge nur Rücken- oder Bauchspeck oder Linsen abgegeben und abgenommen werden. Die oben angeführten Mengen bilden die Mindestmengen. Freiwillig abgegebene größere Mengen sind ebenfalls der Sammlung zuzuführen.

§ 5.

Der Fleischbeschauer oder Trichinenschauer oder wer sonst die Abnahme bewirkt, hat dem Selbstversorger eine Empfangsbescheinigung über die Menge des abgelieferten Specks oder Fettes auszustellen und hat gleichzeitig auf der Bescheinigung über das Schlachtgewicht die Höhe der abgelieferten Menge zu vermerken. Gegen Abgabe der Empfangsbescheinigung an die Gemeinden ist dem Selbstversorger der Betrag für die abgelieferte Menge von der Gemeinde vorzuschußweise zu bezahlen.

§ 6.

Bei Rosschlachtungen, bei denen dem Schlachtenden das Fleisch als Hauschlachtung belassen wird, ist bezgl. der Abgabe von Speck und Fett in gleicher Weise zu verfahren, wie bei Hauschlachtungen.

§ 7.

Als Preis für die Abgabe des Speckes oder Fettes wird 1.70 M für das Pfund festgesetzt.

§ 8.

Der Fleischbeschauer oder Trichinenschauer oder wer sonst die Abnahme des Speckes oder Fettes bewirkt, ist für die sofortige und vorschriftsmäßige Ablieferung an die Gemeindebehörde verantwortlich. Die Gemeinde hat den Speck zu salzen. Das Fett und der Speck sind spätestens am Ende jeder Woche an die Sammelstelle des Kreises weitergelangen zu lassen. Soweit eine Versendung mit der Post erforderlich ist, ist die Sendung als Wertsendung zu behandeln. Entstehen durch die Schuld des Ablieferers oder Versenders Verluste, so hat dieser den Schaden zu ersetzen. Für das Einhalten des Speckes können die Gemeinden eine Vergütung mit in Rechnung stellen.

§ 9.

Von Selbstversorgern, die nach dem 14. Oktober 1917 geschlachtet haben, ist die Pflichtmenge nachträglich von der Gemeindebehörde einzuziehen und an die Sammelstelle abzuliefern, es werden hierbei auch bereits geräucherter oder gesalzener Speck oder ausgelassenes Fett angenommen.

§ 10.

Zu widerhandlungen gegen die Vorschriften dieser Verordnung werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft. Neben der Strafe können die Gegenstände, auf die sich die strafbare Handlung bezieht, eingezogen werden, ohne Unterschied, ob sie dem Täter gehören oder nicht.

§ 11.

Diese Verordnung tritt mit ihrer Veröffentlichung im Kreisblatt in Kraft.

Bad Homburg v. d. H., den 17. November 1917.

Namens des Kreisausschusses.

Der Vorsitzende. J. B.: v. Brüning.

Wird veröffentlicht.

Königstein, den 22. November 1917

Der Magistrat: **Jacobs.**

Verloren:

1 brauner Ainderpelz.

Näheres Rathaus, Zimmer Nr. 3.

Königstein, 23. November 1917.

Der Magistrat. **Jacobs.**

Kriegerfrau nimmt noch Kunden an für **Umarbeiten und Neuansfertigen**

von Damen- und Kinderkleidern
Hauptstr. 45, 1. Stock, Königstein.

Künstliche Zähne in Kautschuk und Gold.
Kronen und Stützähne. Zahnreinigen.
Zahnoperationen. Plomben in Gold, Silber usw.
Carl Mallebré, Königstein. Fernruf 129.
Behandlung von Mitgliedern aller Krankenkassen.

Kirchl. Nachrichten aus der evang. Gemeinde Königstein
Totensonntag.

25. Sonntag nach Trinitatis (25. November):
Vormittags 10 Uhr Predigtgottesdienst, 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Jugendgottesdienst.

Evangelischer Gottesdienst in Reichenheim.

Sonntag, den 25. November:
Nachmittags 2 Uhr Gottesdienst und hl. Abendmahl.
(Derr Pfarrer Rauen-Neuenhain.)

Hierzu das Illustrierte Sonntagöblatt Nr. 47.

Die Zeitung aus der Heimat

wird von den Feldgrauen mit Spannung erwartet und mit Interesse gelesen. Wer seinen im Kriege befindlichen Angehörigen eine Freude bereiten will, bestelle für sie ein Monats-Abonnement auf die

amtliche „Taunus-Zeitung“.

Brotzusatzkarten-Ausgabe.

Im Interesse einer ordnungsmäßigen Abwicklung der Dienstgeschäfte im Lebensmittelbüro auf dem hiesigen Rathaus wird hier mit angeordnet, daß die Brotzusatzkarten in der zweiten Woche der Brotkartenperiode vom. von 8—10 Uhr auf Zimmer Nr. 4, abzuholen sind und zwar:

für Schwerarbeiter

am Dienstag für die Anfangsbuchstaben der Familiennamen A—G
 „ Mittwoch „ „ „ „ „ „ H—L
 „ Donnerstag „ „ „ „ „ „ M—Z

Wir bitten die vorstehende Reihenfolge genau einzuhalten, andernfalls Zurückweisung erfolgen muß. Bemerkt wird, daß Freitags und Samstags keine Zusatzkarten ausgegeben werden.

Königsstein im Taunus, den 23. November 1917.

Der Magistrat. Jacobs.

Heute und morgen werden am Bahnhof Kelkheim verkauft:

**gelbe Speisekohlraben,
 rote Speisekarotten und
 Speise-Weisserüben**

— Josef Kohl, Kelkheim im Taunus, Fernsprecher 8. —

Buchdruckerei der „Taunus-Zeitung“

Fernruf 44 Königsstein i. T. Hauptstr. 41

**Schnellste Herstellung von Drucksachen
 für geschäftlichen und privaten Gebrauch**

:: Saubere und gediegene Ausführung ::
 Man verlange kostenlose Preisanschläge.

**Druck von Zeitschriften, Broschüren,
 Katalogen, Prospekten, Zirkularen usw.**

Die Buchdruckerei ist mit den besten Maschinen,
 sowie mit modernem Schrift-Material ausgestattet.



Jung und kraftvoll bist Du ausgezogen
 in die Verdun-, Somme- und die Flandernschlacht,
 wo Deine Tapferkeit in all den schweren Kampfeswogen
 das Eiserne Kreuz an Deine starke Brust gebracht.
 In starkem Kugelregen da warst Du stets dabei,
 bis eine Feindeskugel Dir riß das Herz entzwei.
 War Dir auch nicht beschieden
 die sehnuchtsvolle Wiederkehr,
 so werden wir doch stets hienieden
 Deiner gedenken immer in Ehr. O. H.

Am 9. November starb im Kampfe fürs Vater-
 land unser treues Mitglied

Musketier **Karl Malter**

Inhaber des Eisernen Kreuzes II. Klasse

im Alter von 22 Lebensjahren den Heldentod.

Ein treues Andenken bewahrt ihm die
Freie Turnerschaft Schneidhain.

Schneidhain, den 22. November 1917.

Die Sparkasse

des

Vorschussvereins zu Höchst am Main

eingetr. Genossenschaft mit beschr. Haftpflicht

nimmt auf ein Sparkassenbuch Beträge von Mk. 1.— an in **un-
 beschränkter Höhe** und verzinst dieselben **vom Tage
 der Einzahlung** an bis zum Tage der Rückzahlung mit

3 1/2 %.

Ferner nimmt der Vorschussverein **Darlehen** gegen Aus-
 gabe von Schuldscheinen in Beträgen von Mark 500.— an zu
3 1/4 % bei halbjähriger Kündigung und zu **4 %** bei ganzjähriger
 Kündigung. Die Verzinsung beginnt mit dem Tage der Einzahlung.

Der Vorstand.

Betrifft Geflügel.

Die **Geflügel-Bestellungen** bitten wir bis **spätestens Mittwoch
 Nachmittag 4 Uhr** in den Metzgereien **Ferd. Cahn** und **Reimeister**
 aufzugeben. Später eingehende Bestellungen können nicht berücksichtigt
 werden.

Königsstein im Taunus, den 16. November 1917.

Der Magistrat: Jacobs.

Frau oder Mädchen
 zum Spülen gesucht. Bald-Sana-
 torium San-Nat Dr. Amelung,
 Königstein.

Einige **Aecker** und
Wiesen auf längere
 Jahre
 zu pachten gesucht.

Joh. Kowald Söhne,
 Königstein (Taunus).

Zwei **Fahrkühle**

stehen zum Verkauf.
Hornau i. T., Langstraße 56.

Ein **Ziegenlamm** oder
 eine
 trächt. **Saannenziege**
 zu verkaufen.

Näheres **Kelkheim (Taunus),**
 Dornauerstraße 57.

Schöne 3-Zimmerwohnung

mit allem Zubehör
 zu vermieten **Limburgerstr. 5,**
 Königstein

Kl. Landhaus

bei Königstein, vollst. neuzeitl. einger.,
 sol. erb., 7 Zimmer, Küche, Bad, elektr.
 Licht, Wasserl. u. eig. Quelle, Zen-
 tralh. Veranden u. Mansarden, mit
Nebengebäude, enth. Autog. u. Fahr-
 erwohn. und **grosser Garten**, in
 schönster, frei. Lage, herrl. Fernsicht,
 in nächster Nähe des Waldes ganz
 oder geteilt

zu vermieten oder zu verkaufen.
 Anfragen zu richten unt. **F 25** an die
 Geschäftsstelle d. Ztg. in Königstein.

Frachtbriefe und Eilfrachtbriefe

sind stets vorrätig und werden in
 jeder Menge abgegeben in der
 Druckerei **Ph. Kleinböhl.**
 Königstein.

ihres Absenders? Es war sehr einfach, ihm in irgend einer Weise mitzuteilen, daß sie alles wisse, daß alle seine Bemühungen auf unbedingte Abweisung bei ihr stoßen würden. Jedes Wiedersehen war ausgeschlossen!

Ihr Vater sollte vor allen Dingen erfahren, wer die Blutschuld auf sich geladen hatte. Er würde vielleicht auch jetzt noch zu zweifeln versuchen, daß sich der „edle“ Bernand so weit hatte hinreißen lassen, aber mit Worten wurde jetzt nicht mehr gefochten, wo Tatsachen vorlagen.

Charles Baraillon hatte seinem Neffen telephonierte und um dessen Besuch gebeten. Vorher wollte er aber mit seiner Tochter endgültig ins Reine kommen, und so erschien er schon bei Zeiten in ihrem Zimmer. Das Bußett, von dessen Zusage er schon vernommen hatte, fiel ihm sogleich in die Augen. Er reichte seiner Tochter mit einem jovialen Lachen die Hand, ohne aber den erwarteten Morgenkuß zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit der Meere.

Unter „Freiheit der Meere“ versteht der Kulturmenschen einen durch internationale Gesetze und zugleich auch durch die Macht der Tatsachen gesicherten Zustand zur See, der es nicht nur den großen, sondern auch den kleinen, am Seehandel beteiligten Völkern ermöglicht, ohne Bedrückung und unter gleichen Bedingungen mit den Konkurrenten ihr friedliches Gewerbe, die Ein- und Ausfuhr von Handelswaren, zu betreiben. Auf dieser Grundlage können alle Nationen, je nach Fleiß und Eignung, ihren Vorteil finden. Eine Auslese der Tüchtigsten fände statt, mit der sich die zivilisierte Menschheit wohl zufrieden geben könnte.

Anders denkt man in England über die Freiheit der Meere, wie das „Journal of Commerce“ in seiner Schiffsfahrtsbeilage vom 25. Oktober in einem ausführlichen Artikel über „Seemacht und moderne Geschichte“ entwickelt. Folgende Hauptgesichtspunkte stellt dies Blatt für den britischen Handel als Forderungen auf:

1. Die Weltgeschichte zeigt deutlich, daß kein Land eine Vorherrschaft haben kann ohne das Übergewicht der Seemacht.

2. Alle modernen Kulturstaaten sind in ihrer gewerblichen Existenz von dem Ueberseeverkehr abhängig.

3. Die großen Welthandelsstraßen können nur von denjenigen Ländern beherrscht werden, welche eine Ueberlegenheit auf der See besitzen.

4. Großbritannien besaß alle Voraussetzungen, um die Handelswege zu kontrollieren und eine überragende Flotte in der Welt zu halten.

5. Ganz besonders ermöglichte die geographische Lage Großbritanniens, alle hauptsächlichen Ausgänge der wichtigsten gewerblichen Gegenden Europas zu kontrollieren.

Also immer wieder die alte Forderung der „supremacy“, der Vorherrschaft des englischen Welt Handels! Dies sollte denen zu denken geben, die trotz gegenteiliger Erfahrung noch immer der Ansicht sind, daß sich zwischen England und Deutschland eine vernünftige Auseinandersetzung auf Grundlage der Gleichberechtigung Deutschlands verwirklichen ließe. Daß Deutschland keine Vorherrschaft im Welt Handel erstrebt, vor allem nicht mit den gewaltsamen Mitteln, deren sich England bedient, lehrt die Geschichte und das friedliche Verhalten unserer überseeischen Bestrebungen bis zum Ausbruch des von England aus Handelseifersucht angestifteten Weltkrieges. Aus Geld- und Ländergier hat England im letzten Menschenalter zahlreiche blutige Kriege gegen Ägypten, die Buren, Siam und China geführt und anlässlich des Jassoda-Zwischenfalles auch beinahe das Schwert gegen seinen

heutigen Verbündeten Frankreich, gezogen. Der deutsche Handel erstrebt die Gleichberechtigung und macht sich dadurch auch zum Vorkämpfer für alle kleinen, von England unterdrückten Seemächte, die unter der ihnen versagten Sicherheit in der Welt und der Unfreiheit der Meere so sehr zu leiden haben.

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

13. November 1916. Heiße und schwere Kämpfe mit beiderseitigen starken Verlusten spielten sich im Westen an der Ancre ab; bei Beaumont und St. Pierre hatten die Engländer einige Erfolge, in allen anderen Frontstellen wurde der eindringende Feind glatt wieder hinausgeworfen. — In den Waldkarpathen bei Jakobenz und im Snergho-Gebirge wurden die Russen zum Zurückweichen gegen die Grenze hin gezwungen und im Toelgnopaf wurden Fortschritte gemacht.

14. November 1916. An der Ancre wuchsen sich die feindlichen Angriffe zu einer großen Durchbruchschlacht aus. 200 englischen Batterien feuerten auf die deutsche Infanterie, die in diesem Höllenfeuer bei Grandicourt und Hebuterne unerschütterlich standhielt. Der Feind hatte den Durchbruch für so sicher gehalten, daß er hinter seinen in den Kampf geführten 3 vollen Korps noch 2 Divisionen zur „Ausnützung des Sieges“ bereitgestellt hatte. Es war ein Großkampftag an dem sich die deutschen Verteidigungstruppen glänzend bewährten. — In der nördlichen Walachei gingen die Kämpfe erfolgreich weiter, die Rumänen verloren 1800 Mann und 4 Geschütze.

15. November 1916. Die weiteren feindlichen Angriffe im Westen brachen an allen Stellen zusammen, im St. Pierre-Baast-Walde wurden zäh verteidigte französische Gräben gestürmt. — In Rumänien ging es am Schyl- und Alflusse vorwärts.

16. November 1916. Im Westen scheiterten feindliche Angriffe auf Beaumont und Le Sars. — In Rumänien durchbrachen die deutsch-österreichische Truppen die feindlichen Linien und machten 2000 Gefangene, bayerische Truppen nahmen bei Sosmezoe den Gipfel des Rumcul Mt. und auch an anderen Stellen der rumänischen Front wurden Erfolge erzielt.

17. November 1916. Auf beiden Ancre-Ufern herrschte Feuerstille, ein französischer Angriff bei Saillies brach zusammen. Ueber München erfolgte ein französischer Fliegerangriff, der nur geringen Schaden anrichtete. — Während bei Campolung die Rumänen versuchten, die Mitte der deutschen Front zurückzudrängen, wurde im Flußtal des Alit Gelände gewonnen. — An der mazedonischen Front wurden bei Monastir französische Angriffe blutig abgewiesen.

18. November 1916. Das Hauptereignis des Tages ist der nunmehr erfolgende Durchbruch am Suezkanal, der entscheidend für die Entwicklung des ganzen Feldzuges war; über 80 Kilometer tief standen jetzt die Sieger, nachdem der Wall der transjordanischen Alpen durchbrochen, im Herzen der kleinen Walachei an der Hauptlinie Orsova—Craiova. — In Mazedonien gelang es Sarrail, Monastir zu nehmen. — Im Westen endete ein neuer großer englischer Durchbruchversuch mit blutiger Niederlage des Angreifers, auf der 12 Kilometer breiten Angriffsfront war des Feindes Geländegewinn nur ein minimaler.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Dr. Kleinböhl, Königstein im Taunus.

Illustriertes Sonntagsblatt

zur Amtlichen Saamus-Zeitung.

Verlag von H. Kleinböhl in Königsberg i. L.

Sorbeerndornen.

Novelle von R. Kneschke-Schönan.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Roman war indessen auch als Buch herausgekommen, und mein Verleger schrieb mir befriedigte Briefe über den guten Abgang, den das Buch fand, und sandte mir fortlaufend die Rezensionen der großen Tageszeitungen und Literaturzeitschriften, die einstimmig die lebensvolle Plastik der Romanfiguren, die flotte Schreibweise und vor allem den feinen Sarkasmus rühmten, mit dem gewisse Schäden der Gesellschaft ans Licht gezogen und gegeißelt wurden.

Auch von meinen Angehörigen und meinem Bräutigam liefen Gratulationschreiben ein, ja selbst mein Stiefvater hatte sich zu einigen anerkennenden Worten für die „Helbi des Tages“ emporgeschwungen und erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Zeitpunkt meiner Heimkehr. Es war eine glückselige Zeit. Wie beflügelt durchschritt ich die wohnige, im schönsten Blütenstand stehende Landschaft und wollte mir als Abschluss dieser herrlichen Reise noch einen Ausflug nach Venedig gönnen. Auch dieser verlief einzig schön. Das Wetter begünstigte ihn, ich genoss wunderbare Vollmondnächte auf dem Canal Grande und auf dem Rido — kurz, es war, als wenn Fortuna das Füllhorn ihrer Gaben verschwenderisch über mich ausschüttete. Das einzige, was mir die Freude etwas trübte, war, daß ich sie allein genießen mußte und nicht meinen fernem Herzliebsten an meine Seite zaubern konnte. Aber das geistige Band, das uns fesselte, war ein so starkes, daß ich ihn stets im Geiste bei mir wußte, alles Schöne in Gedanken mit ihm teilte und auf meine Briefe, mit den darin geschilderten Erlebnissen, stets so verständnisvolle Antworten erhielt, als ob er tatsächlich das Geschilderte persönlich mit mir genossen hätte.

Doch mit des Gleiches Nachten
Ist kein e'ger Bund zu flechten,
Und das A'glück schreitet schnell.

Wie wahr dieses Schillerwort ist, mußte ich nur zu bald erfahren. In Venedig sah ich noch einen strahlenden Sonnenuntergang, und dann bei Bliz und Donner abzureisen und im strömenden Regen das alte Schloß in den Bergen zu erreichen. Wie bei dem Wetter vollzog sich auch in meinem Geschick ein plötzlicher Umschwung.

Ein Stoß liegengeliebener Post harrte meiner, und darunter befand sich auch eine Drucksache, die merkwürdigerweise per Eilboten bestellt worden war. Verwundert las ich den Poststempel. Aus G., der Garnison meines Bruders! Ich besah mir die Adresse näher, doch die Handschrift war mir völlig fremd. Eine unerklärliche Bangigkeit besaß mich beim Öffnen des Umschlages. Er enthielt ein Beiblatt der dortigen Lokalzeitung, auf dem eine Spalte dicht mit Blaustrich umzogen war. Es war eine Polemik gegen meinen Roman „Standesgemäß“, die mich in der gehässigsten Weise angriff, mir aber auch sofort den Schreiber verriet. Und da fühlte ich wieder die kalte Hand

nach meinem Herzen greifen und wußte nun sicher, daß Major von Vanden damals der Lauscher und nun der Verräter war. Auf dem Gespräch zwischen mir und meinem Bruder in jener Gartenlaube des ländlichen Wirtshauses stehend, wies der Schreiber des Artikels darauf hin, daß mein Roman den Vorfall in der G. Gesellschaft behandle, und daß ich nur deshalb nach G. gekommen und mich in die betreffenden Kreise hätte einführen lassen, um mich genau über alle Einzelheiten zu informieren. In meinem Bruder hätte ich einen Helfershelfer gehabt, der mir die fehlenden Unterlagen geliefert, und das alles wäre nur aus Nachsicht geschehen, weil die betreffende junge Dame, die Heldin des Romans, die Bewerbung meines Bruders um ihre Hand abgewiesen habe. Außerdem wäre noch schöne Gewinnmühe im Spiele gewesen, denn ich hätte gewußt, was für ein Kapital ich aus dem sensationellen Stoffe heraus schlagen würde und meinem Bruder, die Hälfte der Erträge aus dieser Arbeit,

die auf die Ehre zahlreicher angesehener Familien einen Schattenwürfe, zugesichert. Dieser Judaslohn habe den jungen Offizier, der gerade in finanziellen Schwierigkeiten gewesen, verlockt, den Verrat zu begehen, der um so unerhörter wäre, als sein hochangesehener Vater selbst noch des Königs Kof trüge.

Die Buchstaben verschwammen mir vor den Augen, ich konnte den gehässigen Artikel nicht weiter lesen. Schon zerknitterte ich das Blatt, um es in den Ofen zu werfen, als mein Blick auf den dreimal unterstrichenen Schluß fiel, der von sieben Duellforderungen berichtete, die von seiten der sich beleidigt fühlenden Herren der G. Gesellschaft meinem Bruder zugegangen waren.

Das Blut strodte mir in den Adern vor Entsetzen. Mit zitternder Hand wandte ich das Zeitungsblatt, um nach dem Datum zu sehen. Drei Tage zurück! Großer Gott, dann konnte ich ja gar nicht mehr rechtzeitig heimkommen, um jene unseligen Duelle zu verhindern! In fliegender Hast sandte ich drei Depeschen ab, an meinen Stiefvater, meinen Bruder und meinen Verlobten, die das Entgegliche verhindern, aufschreiben sollten. Dann riß ich das Kursbuch aus dem noch unausgepackten Handkoffer hervor, sah, daß ich den Nachmittags-D-Zug Ala-München-Dresden noch erreichen konnte und fuhr, wie von Furien getrieben, zum Bahnhof.

O, wie soll ich dir die Qualen dieser Heimreise schildern! Wie eine Wahnsinnige irrte ich während der ganzen Nacht im Korridor des Salonwagens umher, keine Minute Ruhe vor den Bildern meiner aufgeregten Phantasie, vor den bangen Ahnungen kommenden Unheils und den bittersten Selbstvorwürfen über meine Unbesonnenheit.

Warum hatte ich es nicht verstanden, den der Wirklichkeit entlehnten Stoff so zu verschleiern, daß niemand die Wahrheit herausfinden konnte! Aber trotzdem, wäre dieser elende Verräter nicht gewesen, so hätte sich gewiß kein Mensch getroffen fühlen können. Ich wußte ja, daß der Roman von verschiedenen Beteiligten gelesen war, ohne Argwohn zu erwecken, ich hatte ja ihre Gratulationsbriefe in den Händen, als Beweis



Majoroberleutnant Kurt Wolff.

einer der erfolgreichsten Blätterhosen-Mannen und Ritter des Pour le mérite. (Mit Text.)

dafür. Aber natürlich, wenn ein Mann, wie dieser Major von Landen, kam und mit dem Vergrößerungsglase auf die Stellen hinwies, die ein Körnchen Wahrheit enthielten, und den Betreffenden sagte: Sieh, das bist du, und mit dem ist der und der gemeint, ja, dann freilich ließ sich Anstößiges finden. Aber das Argste, was wie mit Zentnerlasten auf meiner Seele lag, war das Gespräch in der Laube. Ich konnte es nicht leugnen, und wer würde es glauben, daß das damals keinerlei Berechnung, nur ein übermütiger Scherz gewesen war!

Ein wahres Glück, daß mein Verlobter Zeuge dieses Gesprächs gewesen war. Ihm, dem ersten, allgemein beliebten und geschätzten Manne, würde man wohl Glauben schenken, wenn er die Sachlage der Wahrheit entsprechend darstellen würde. Er war jetzt meine einzige Hoffnung, mein Halt, meine Stütze. Und in dem Gedanken an ihn, an seine Liebe und Treue, wurde ich endlich ruhiger und zuversichtlicher. In München gab ich ein zweites Telegramm an ihn auf, das die dringende Bitte, mir bis Dresden entgegenzukommen, enthielt. So konnten wir auf der Fahrt nach G. beraten, was zu tun war, denn es war ja keine Minute Zeit zu verlieren.

Ein Zweifel, daß er nicht kommen könne, kam mir keineswegs, ich war seiner Treue so sicher. Deshalb war ich auch durchaus nicht entmutigt, als ich ihn in Dresdennicht antraf, sondern tröstete mich damit, daß ihn das Telegramm nicht rechtzeitig erreicht habe und ich ihn sicher in B., unsern gemeinsamen Wohnorte, wo ich nicht aussteigen, sondern sofort nach G. weiterfahren wollte, auf dem Bahnhofe treffen würde.

Aber auch dort war er nicht, auch keiner meiner Angehörigen! Ein Augenblick schwankte ich, ob ich einen Zug überschlagen und erst die Eltern aufsuchen sollte, ehe ich weiterfuhr. Aber dann kam ich erst zu später Abendstunde in G. an, und das wollte ich nicht; so fuhr ich weiter mit der einzigen Hoffnung, meinen Verlobten bei meinem Bruder zu finden.

Eine Weile hatte meine Freundin erschüttert von der Erinnerung an die durchlebte Qual geschwiegen; dann fuhr sie in ihrer Lebensbeichte fort: „Es war acht Uhr abends, als ich in G. ankam. — Kein Mensch war auf dem Bahnhofe. Ich nahm eine Droschke und ließ mich zur Wohnung meines Bruders fahren, dem Kutsher die Weisung gebend, zu warten, für den Fall, daß mein Bruder ins Kasino gegangen wäre. Auf mein Klingeln öffnete die Wirtin meines Bruders, die ich von meinem vorjährigen Aufenthalt her gut kannte. Sie fuhr vor mir zurück, als sähe sie ein Gespenst, und als ich nach Werner fragte, sah sie mich ganz verstört an und stammelte: „So wissen Sie noch gar nichts —“

„Was denn, um Gottes willen, was ist geschehen? — So reden Sie doch!“

„Großer Gott, das Elend! Ihr Bruder ist ja tot, gnädiges Fräulein. Morgen wird er begraben!“

Mir wankten die Knie, und ich mußte mich an die Wand lehnen, um nicht umzufallen.

„Also doch zu spät!“ höhnte ich. „Wann war das Duell, und mit wem?“ forschte ich dann.

Vorgestern früh. Im Jägerwäldchen, jenseits des Stadtparkes,

hat es stattgefunden. Und geschossen hat er sich mit dem Assessor Dr. Bartsch, dem Bräutigam des Fräulein Wend, Sie wissen doch, gnädiges Fräulein, die schöne Blondine, die Ihr Herr Bruder im vorigen Jahre so verehrte. Der Assessor soll den ersten Schuß gehabt und Ihren Herrn Bruder sofort tödlich getroffen haben. Vier Briefe lagen auf seinem Nachtschisch, sie sind alle bestellt worden, nur den an Sie, gnädiges Fräulein, den hat der Herr Papa an sich genommen.“

„Mein Vater? Wo ist er? Hier oder —“

„Er war bis gestern hier, hat alles angeordnet, da wurde er durch eine Depesche nach Hause gerufen. Ich glaube, Ihre Mutter —“

„So reden Sie doch weiter!“ drängte ich, halb ohnmächtig.

„Ich weiß ja auch nichts Bestimmtes“, stotterte die Wirtin.

„Ich hörte nur Ihren Herrn Vater zu dem Major von Landen sagen, daß die gnädige Frau erkrankt sei —“

Was die Frau über meine Mutter sagte, hörte ich nicht mehr, denn die Mitteilung, daß dieser gemeine Verräter es gewagt, mit meinem Vater zu meinem toten Bruder zu kommen, nahm

meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Mit letzter Kraft nahm ich mich gewaltsam zusammen und fragte, wo die Leiche meines Bruders sei.

„In der Halle, auf dem Friedhofe!“

Ich wandte mich zum Gehen.

Gnädiges Fräulein können heute dort nicht mehrhin. Die Halle ist geschlossen und wird vormorgen früh um sieben Uhr nicht geöffnet. Um sieben Uhr ist auch schon das Begräbnis ange-
setzt.“



Die Zerstörung Ostendes durch die Engländer. (Mit Text.)

„Warum denn aber so früh?“ murmelte ich.

„Das weiß ich nicht.“

Ich stürzte die Treppe hinunter, um in den noch harrenden Wagen zu steigen und dem Kutsher als Ziel der Fahrt den Friedhof anzugeben. Der sah mich auch an, als ob er an meinem Verstande zweifle. — Es goß in Strömen, als ich am Friedhofe anlangte. Das Tor war verschlossen, aber die Fenster der Wohnung des Totengräbers waren erleuchtet. Aber uralte Grabsteine, die außerhalb der Mauer aufgeschichtet waren, kletterte ich hinweg und klopfte an das Fenster. Ein alter Mann öffnete und fragte verwundert nach meinem Begehren. Kopfschüttelnd sah er mich an, und mein Zittern und die furchtbare Aufregung, in der ich mich befand, bemerkend, fühlte er Mitleid mit mir und ließ mich durch eine kleine Seitentür in seine Wohnung ein. Dort beehrte ich ihn mit Bitten, mich in die Kapelle zu lassen, wo sie meinen Bruder bereits aufgebahrt hatten. Er schüttelte immer wieder den Kopf und meinte, es könnte ihm die Stellung kosten, wenn es bekannt würde. Ich aber flehte so lange, bis er nachgab. Nur warten mußte ich, bis drüben im Hause des Friedhofsinspektors alle Lichter erloschen waren. Indessen erzählte ich dem Alten von dem Unglück, das über mich gekommen.

Es war zehn Uhr vorbei, als der Alte mich endlich hinüber in die Kapelle führen konnte. Das Wetter hatte ausgetobt, und heller Mondschein lag über dem Friedhofe und fand auch den Weg in die stille Kapelle, wo mein Bruder, umgeben von einer Fülle von Blumen und Kränzen, die letzte Rast über der Erde

hielt. Ich schrie nicht auf, als ich das bleiche Gesicht erblickte, das einen so friedlichen, verklärten Ausdruck hatte, daß man den stillen Schläfer, der aller irdischen Qual entrückt war, nur beneiden konnte. Es kam auch keine Träne in meine brennenden Augen. Gefast und ruhig kniete ich an seinem Sarge nieder, sagte die Hand des Toten und lehnte mein Haupt gegen seinen Arm. Und dann hielt ich eine lange, stille Zwiegespräche mit meinem Bruder, den ich so sehr geliebt und der durch mein unschuldiges Verschulden den Tod erlitten hatte. Was ich in jener Stunde gebüßt, das weiß nur Gott, aber auch nur er, was ich mir da gelobte.

(Schluß folgt.)

Wie die alten Kulturvölker Fruchtconserven herstellten.

M. Mittag. (Nachdr. verb.)

Das Konservieren der Früchte ist durchaus keine Errungenschaft der Neuzeit, sondern wurde schon von den alten Griechen und Römern ausgeübt, wenn auch freilich ihr Verfahren von dem unserer Zeit gewaltig absticht. Aus den Werken alter lateinischer Schriftsteller kann man sich leicht über die Konservierungskunst der Alten unterrichten, sie enthalten oft ganz genaue Rezepte und es dürfte für manch-n Leser von Interesse sein, solche kennen zu lernen. Was uns moderne Menschen daran befremdet, ist die Unmasse von scharfen Gewürzen, die man im alten Rom den Fruchtconserven zusetzte, was sie nach unserem Geschmacke als kaum genießbar erscheinen läßt.

Da man den Zucker noch nicht kannte, so bediente man sich zum Einlegen der Früchte des Honigs, und es spielten zum Beispiel

die Honigäpfel (melimela) auf den Tafeln der römischen Großen eine gewichtige Rolle. Die Kochsklaven wetteiferten miteinander, um immer neue pikante Soßen, in denen diese Äpfel geschmort wurden, zu erfinden. Man dampfte sie entweder n süßem, dunklen Wein mit vielen Gewürzen oder auch in einer Quittensoße ganz dick ein. Beide Soßen wurden mit Honig gesüßt und man brachte diese Honigäpfel meist darin zu Tisch, oft aber auch ohne Soße in übertröcknetem Zustande, so daß sie ähnlich wie unsere kandierten Früchte erschienen.

Sehr beliebt waren mit Safran gefüllte Früchte, für die

wir wohl kaum noch etwas übrig haben würden. Sodann liebt man es sehr, die großen Früchte mit kleineren zu füllen und diese nun wie er in dem Saft einer dritten Frucht einzukochen.

Kochsklaven, die diese Kunst gut verstanden, schätzte man sehr und bezahlte sie auch sehr reichlich. Man freute sich schon auf die Überraschung, die die Füllung solcher Früchte bieten würde und ging Wetten ein über die Art des Fruchtstapfens, in dem sie gedünstet wurden. Je schwieriger man dies konnte, desto höher wurde die Kunst des Kochsklaven geschätzt und um so größer war der Stolz des Gastgebers.

Die republikanischen Römer ließen die in Honig geschmorten Früchte in Stein- oder Tonkrüge einlegen, die mit Schweinsblase verbunden wurden, was schon an unsere Art der Konservierung erinnert. Doch auch Rindsblase füllte man mit solchen Früchten, und sie sollten sich gut konservern.

Auch die Marmeladen kannte und schätzte man bereits im alten Rom, doch vereitelte man sie auf etwas sonderbare Weise zu. Entsteinte Pflaumen und Pfirsiche wurden gedörrt und dann mit ihren Kernen, Maronen, Nüssen und Getreidekörnern scharf geröstet, so ähnlich, wie wir es mit den Kaffeebohnen tun. Die gerösteten Früchte usw. wurden nun fein gemahlen und zu einem Brei verkocht, der dann schichtweise zwischen Mehlteig gelegt und zu flachen Kuchen oder Broten verbacken wurde.

Dieses an das noch heute beliebte und Bayern erinnernde Gebäck wurde zum Frühstück genossen. Bei den Griechen waren ähnliche Obsttuchen beliebt. Sie kochten aber die Marmelade so dick ein, daß sie sich zu kleinen Rollen und Kugeln formen ließ, die getrocknet sich jahrelang aufbewahren ließen.

Die armen Leute, für die Früchte unerschwinglich waren, erhielten sich mit Kürbissen, aus denen sie ähnliche Gebilde herzustellen vermochten. Für Festtage setzten sie der Kürbismasse noch Feigen und Gerste bei. Bei den Trintgelagen der alten Griechen und als Nachschick bei Festmählern wurden mit Vorliebe ägyptische und syrische Datteln, mit zerstampften Rosenblättern gewürzt, gereicht, und ebenso Feigen aus Attika und Rhodus.



Generalleutnant v. Alten, der deutsche Gouverneur von Riga. Phot. Wieg. Möhlen.



Deutsche Truppen beim Passieren der Eisenbahnbrücke bei Riga, die von den Russen vor ihrem Rückzug gesprengt und von den deutschen Pionieren sofort wieder zu einer Holzbrücke ausgebaut wurde. Phot. Bild- und Filmamt.

bos, die in schwerem griechischen Wein gedünstet und mit aromatischen Essenzen parfümiert wurden. Auch legte man in Griechenland Weinbeeren in Honig ein und trocknete sie ab

und verwendete dann beides zum Füllen von Geflügel und anderen Braten.

Die erste Gattin des Prills, Telesippe, soll diese Weinbeerenfülle erjonnen haben. Sie pflegte damit Pfauen, die auf der griechischen Tafel sehr geschätzt wurden, zu fällen und dadurch auch sehr schmackhaft zu bereiten. Diese Telesippe muß nach den Aufzeichnungen ihres gestrigen Gemahls überhaupt ein großes Kochgenie gewesen sein. Er rühmt besonders eine von ihr erfundene Olivenkonserve, die von den Helleninnen eifrig nachgeahmt wurde und die der Erfinderin viel Ruhm eintrug. Sie kochte hierfür zarte Kusternen in Honig weich und vermischte sie mit in Wein gedämpften Oliven. Die Mischung stopfte sie dann in Schläuche, die luftdicht verschlossen wurden. Diese Olivenkonserve soll sich jahrelang gehalten haben, und da der Olivenlegen in Griechenland sehr reich zu sein pflegte, war man über diese Art, die sonst nicht sehr haltbar aufzubewahrende Frucht zu konservieren, begreiflicherweise sehr entzückt.

Bei den alten Ägyptern wurden die Früchte in derselben Weise eingelegt, und es ist nie entschieden worden, ob diese die Konservierungskunst von den Griechen und Römern, oder umgekehrt diese von den Ägyptern erlernten. In Ägypten pflegte man auch die fleischigen Samenfrüchte der Potosblume, die als Volksnahrungsmittel noch heute eine gewichtige Rolle spielen, zu konservieren, was teils durch Abrodnen und Rosten, teils durch Einkochen in Honig geschah.

Interessant ist es zu erfahren, daß die alten Perser schon den Rhabarber als Kompott kannten und ihn in Honig kochten und mit Honig einlegten, eine Kochvorschrift, die von den heutigen Hausfrauen nachzuahmen vielleicht nicht ohne Erfolg wäre, da der Honig die Säure und Schärfe des Rhabarberjastes entschieden besser binden würde, wie der Zucker. Ein Versuch wäre immerhin zu empfehlen. — Aus vorstehendem erfieht man, daß die Hausfrauen der alten Kulturvölker auch schon bestrebt wären, ihre Speisekammer für die obstarke Zeit mit Konserven zu versehen und daß sie, auch ohne einen Einkochapparat zu besitzen, diese Aufgabe zu lösen verstanden haben.



Fürs Haus



nach dem Schalen die Apfel leicht auseinanderbrechen.

Jenen Äpfeln, die man als Kompott, Dampfpfaffel usw. ganz verwenden will, ist das Kernhaus auszusuchen; dies geschieht am einfachsten durch den Kolonnenausstecher. Die Art und Weise der Benützung kennzeichnet unsere Abbildung. Es wird daran erinnert, daß das Ausstechen des Kernhauses vor dem Schalen des Apfels zu erfolgen hat, da

das Kernhaus vor dem Schalen des Apfels zu erfolgen hat, da



Unsere Bilder



Fliegeroberleutnant Kurt Wolff, einer der erfolgreichsten Nichthofen-Mann und Ritter des Pour le mérite, fiel auf dem westlichen Kriegsschauplatz im Alter von 22 Jahren; mit ihm ist einer der besten Fliegeroffiziere dahingegangen, dessen Taten im deutschen Volk unvergessen bleiben werden. Er hatte 33 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht und stand mit dieser Zahl an der vierten Stelle der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger. Seit einiger Zeit war er Führer der Jagdstaffel 11, die früher von Rittmeister Manfred v. Richthofen geführt wurde, und diese hatte bis zum 17. August 1917 200 Flugzeuge abgeschossen, davon 123 Flugzeuge und 196 Maschinengewehre erbeutet. Er war seit 1915 Offizier. Seine Beisetzung erfolgte in Remel.

Die Zerstörung Ostendes durch die Engländer. Seit kurzem beschießen die Engländer wieder mit weittragenden Geschützen die belgische Stadt Ostende. Ohne auf die friedliche Bevölkerung der Stadt Rücksicht zu nehmen, schleudern sie die schweren Granaten bei Tag und Nacht, und neben den Ruinen, die als stumme Zeugen des Unglücks, das die Stadt betroffen, zum Himmel ragen, liegen viele Leichen von Einwohnern, die im sicheren Vertrauen darauf, daß England das schönste Land der Welt

nachten werde, nicht daran gedacht haben, sich vor ihren Bundesgenossen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Unser vorstehendes Bild zeigt, daß dem englischen Feuer im Verein mit den Fliegerbomben ganze Häuserblöcke zum Opfer gefallen sind.



Allerlei



Äußerung. „Ob mir etwas fehlt? Asthma hab' ich, Herr Regimentsarzt, und Rheumatismus, und magenleidend bin ich und nervenkrank, und 'nen Blähbals hab' ich und Gallensteine...“ — „Wirklich? Da wird ja der Heldentod eine wahre Erleichterung für Sie sein! — Tauschlich!“

Wie Mutterliebe auch Tiere erfinderisch macht, konnte bei einem starken Gewitter ein Gutsbesitzer beobachten. Sein ganzer Hof war unter

Wasser gelegt worden, natürlich auch der Hühnerstall. In der allgemeinen Angst und Verwirrung hatte niemand darauf geachtet, bis der Hausherr durch das unaufhörliche Glatteis einer Henne aufmerksam gemacht wurde und den Stall betrat. Da fand er ihn denn ganz überflutet und von den Vögeln verlassen. Nur auf der obersten Sprosse der Hühnerleiter stand hochaufgerichtet eine Henne, ihre ganze Brut, fünf allerliebste Küchlein, bei ihr. Vier davon hatte sie auf ihrem Rücken untergebracht, das fünfte lauerte auf einem schmalen Mauervorsprung und wurde dort festgehalten von den Schwanzfedern der fürsorglichen Mutter. Da sie aber offenbar fühlte, daß sie diese angespannte Haltung nicht lange würde aushalten können, so tat sie zugleich das Flügel, was sie tun konnte, und lockte durch ihr Glatteis menschliche Hilfe herbei. C. D.



Wo ist der Weibmann?

Gemeinnütziges

Kohltrüben vertragen vor dem Einwintern einen leichten Frost. Sie werden dadurch sogar schmackhafter und halten sich im Winter besser. Im schneereichen Winter hat man sie schon mit Erfolg ganz draußen gelassen.

Behandlung des Schuhwerks. Von Zeit zu Zeit ist es notwendig, von den Stiefeln die Wische bzw. Creme mit lauwarmem Wasser gründlich abzuwaschen und das Leder einzufetten. Hierbei muß das Schmiermittel mehrmals hintereinander, am besten so oft aufgetragen werden, bis das Leder es nur noch langsam aufsaugt. Man fetter das nasse Leder unter Zuhilfenahme eines starken Pinsels. Als Schmiermittel hat sich das Baumöl gut bewährt, auch Mischungen desselben mit Lebertan sind recht brauchbar.

Reisbratling. 85 Gramm Reis, 1 Maggibwürfel, 1 Maggipilzsuppe, 1 große Kartoffel, 1 Ei, einen kleinen Pfeffer geriebene Semmel. Der Reis wird mit etwas Maggibrühe und etwas Butter zu einem heißen Brei gekocht. Unter den noch warmen Reis mischt man die Pilzsuppenwürfel und die geriebene Kartoffel und läßt die Masse erkalten. Nun schneidet man kleine Scheiben, die man paniert oder auch unpaniert im Fett bakt. R.

Auflösung.

S	A	M	O	S
A	H	A	B	
M	A	I		
O	B			
S				

Anagramm.

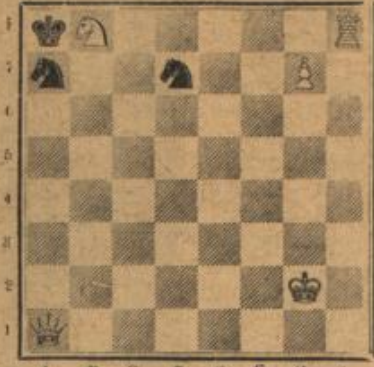
Das Wort bei jedem ist beliebt,
Wenn der und jener ist betrübt,
So wird's ihm allezeit gelingen,
Den Trost nun wieder ihm zu bringen.
Geändert nun der Zeichen Stand,
So führt's dich in ein fremdes Land.
Wo es als großer Fluß zu sehn,
Der auch bejungen wird gar schön.

Rich. Guggenberger.

Problem Nr. 184.

Von W. A. Sigmund.

Schwarz.



Weiße.

Matt in 3 Zügen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Vergessen, Vergessen. — Des Homonymas: Schnee, Ball, Schneeball. — Des Bilderrätsels: Ein gut Beginnen gibt ein reiches Gelingen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Heiler, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.